

GLOOCHMOUDA

Ein Schwingl Oberpfälzer
Geschichte und
Geschichten



Herbert Kappauf

Meinem Brüdern Wolfgang und Helmut
in Dankbarkeit, dass wir noch
gemeinsam am Leben sind

Gloochmouda ist in der nordbairischen Sprache die Raupe des Tagpfauenauges.

Schwingl bezeichnet in der Oberpfalz einen flachovalen, holzgeflechteten Korb mit geschwungenem Boden. Er transportiert alles, von Kartoffeln, Äpfeln bis zu Holzscheiten.

Es gibt keine standardisierte Schreibweise der nordbairischen Sprache. Im Text verwende ich zur besseren Lesbarkeit eine gängig vereinfachte Lautschrift in schriftdeutscher Orthografie ohne phonetische Sonderzeichen.

Inhalt

Vorgedanken

Annäherung an die Oberpfalz

Holz, Recht und Macht - ein Dorf schreibt
Sozialgeschichte

Schifta Han - ein tragischer Held

Margarete Thoma: die Houasera Retl

Monika Fichtner: die Fejchtna Moni

Kappauf Alfred

Nach der Koundlburg - ein neues Zuhause

Monika Kappauf: weiterhin die Fejchtna Moni

Gloochmouda

Krieg, Liebe, Tod und Verbrechen

El Alamein und Marsa Matruh 1975

Wilhelm Schiener - „Onkel Helm“

Wiener Spurensuche

„Justifiziert“ - Wilhelm Schieners letzter Gang

Schwarze und weiße Pädagogik

Vom Ministranten zum existentialistischen Agnostiker

Fremde Heimat

Pfeiferl, Schwoazbia und Schwamma

Der Garten nebenan

Die Specht

Abwurzeln

Suntabladl

Laufen, von der Pike auf - eher von dem Pickel weg

Erste Grenzüberschreitungen

Den Daumen in den Wind - Trampen
„Den Kindern soll es mal besser gehen“
Prost, skol, salud, cheers, santé, na zdravi, saúde!

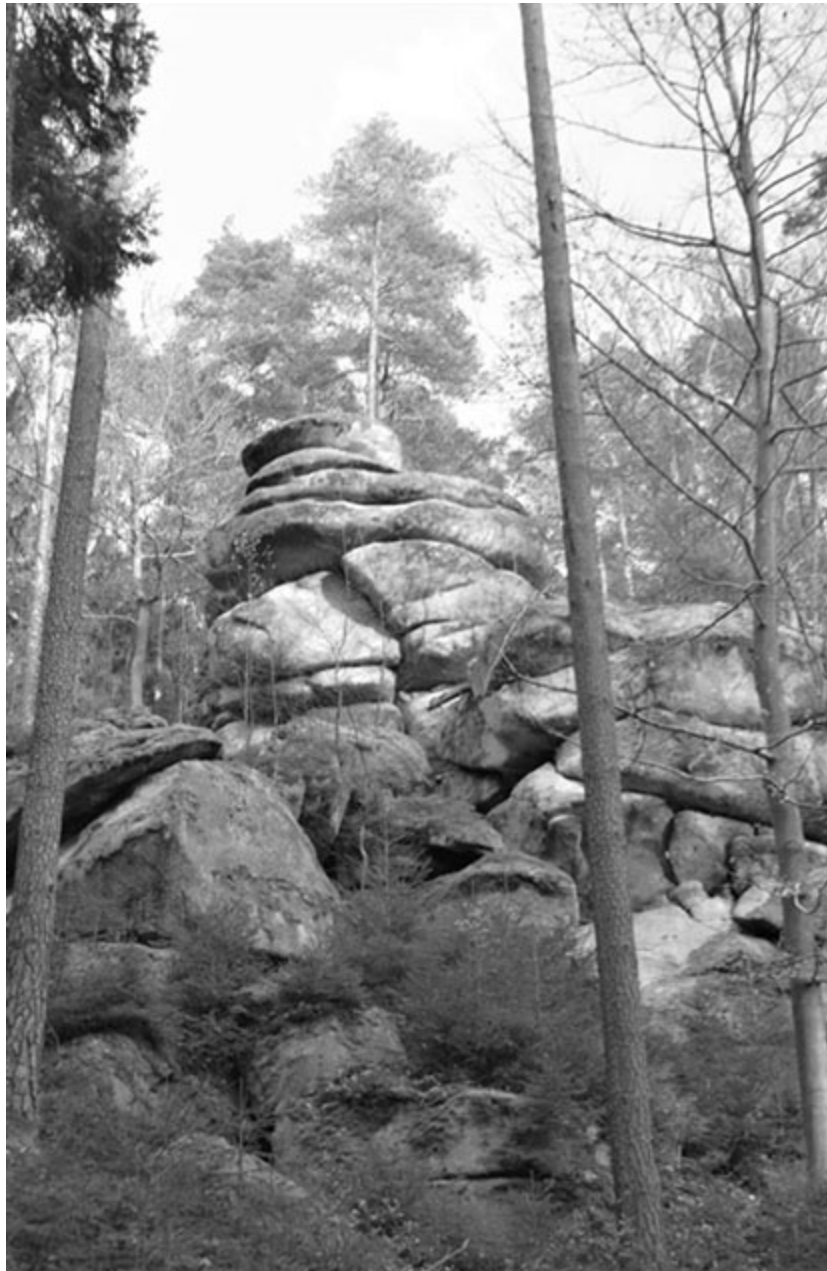
Anhang

Skizze nördliche Oberpfalz

Personentafel

Dank

Autor



Riesenschüssel im Steinwald

„Was ist es, das den Nordoberpfälzer immer wieder in die rauhe Heimat mit ihren tannigen Höhen und grünen Tälern zurücktreibt und lägen auch Länder und Meere dazwischen?“

Wolfgang Bauernfeind, 1910 ¹

¹ Wolfgang Bauernfeind: Aus dem Volksleben. Sitten, Sagen und Gebräuche der Nordoberpfalz. 1910. Neudruck 1979 im Verlag Oberpfälzer Waldverein

Vorgedanken

Vor den Nationalsozialisten ins Exil geflohen, hat Oskar Maria Graf mit *Das Leben meiner Mutter*² schonungslos seine unglückliche bayerische Kindheit und Jugend beschrieben und damit einen disharmonischen Kontrapunkt zu Ludwig Thomas humorvollen *Lausbubengeschichten* gesetzt. Fünfzig Jahre später erschienen unter dem ähnlichen Titel *Die Asche meiner Mutter* Frank McCourts irische Erinnerungen³. Fasziniert hat mich McCourts selbstmitleidlose Kadenz des prekären Heranwachsens: „Natürlich hatte ich eine unglückliche Kindheit, eine glückliche lohnt sich ja kaum. Schlimmer als die normale unglückliche Kindheit ist unglückliche irische Kindheit, und noch schlimmer ist die unglückliche irische katholische Kindheit.“ Mit meinem Zwillingsbruder hatte ich damals geschäkert, wo sich wohl auf der Stufenleiter des Unglücklichseins die Oberpfälzer katholische Kindheit wiederfindet.

Im Gegensatz zu Irland ist die Resonanz der nördlichen Oberpfalz in der modernen Literatur leise. Nun wäre es aber verwegen und aufgeblasen, mit einigen eigenen Oberpfälzer Kindheits- und Jugenderinnerungen, diese Lücke füllen zu wollen, mich in eine Reihe mit Oskar Maria Graf und Frank McCourt zu stellen. Dies ist kein Roman, auch keine Biografie. Wenn ich in einigen Kapiteln Lebensabrisse gebe, bleiben diese unfertig oder Bruchstücke. Da eignet sich dann ein nordbayerisches *Schwingl* zum ungerichteten Sammeln und Aufbewahren. In einem Schwingl sind Äpfel und Birnen kein Gegensatz, sie vertragen sich mit Zwiebeln, Weinflaschen kuscheln darin mit bunt gestrickten Wollsocken. Ähnlich uneinheitlich ist mein literarisches

Schwingl. In ihm unterhalten sich Geschichten mit Geschichte.

Übersehen wird oft, dass, obwohl dem weißblauen Altbayern zugehörig, die nördliche Oberpfalz politisch und kulturell über Jahrhunderte keine gemeinsame Geschichte mit den Regionen Unter - und Oberbayern geteilt hat. Deshalb fand ich es sinnvoll, als Einstieg in dieses Buch einen eigenmächtigen Blick auf die Geschichte der nördlichen Oberpfalz zu werfen,

Geschichte basiert auf *geschehen*. Manche Erzählungen wirken romanhaft, sollen aber dokumentieren, was nahen oder entferntere Vorfahren - überrollt von der Geschichte in der sie nicht vorkommen - real geschehen ist, sollen ihre Geschichte vor dem Vergessen retten, damit die Geschichte sich nicht ins Abstrakte flüchten kann. Andere Geschichten reflektieren meine eigene Geschichte. Sie sind eher kurze Vignetten der Individuation und Sozialisation in einer Alltagswelt, die bereits bei meinen Kindern ungläubiges Lächeln oder Stirnrunzeln auslöst. Erinnerungen sind jedoch keine Abbilder von Ereignissen, sondern bereits bearbeitetes Geschehen, fehlerhaft, selektiv, ausblendend, nicht objektiv, nicht gerecht. Aber genau mit diesen Schwächen prägen sie gegenwärtiges Erleben. Wie Erinnern schmerzen kann, habe ich beim Schreiben einiger Geschichten verspürt. In der Tat kann Verdrängen und Vergessen oft ein Funktionieren im Alltag stabilisieren. Authentisches Erinnern verankert sich an Namen von konkreten Personen, die ich deshalb benannt habe. Soweit diese der Gegenwart angehören, haben sie jedoch ein Recht auf Privatheit. Noch mehr als zwei Generation nach dem Erscheinen von Oskar Maria Grafts *Das Leben meiner Mutter* haben mich in Starnberg Nachkommen einiger seiner Verwandten, die in den biografischen Schilderungen in ungünstigem Licht erscheinen, mit Verbitterung darauf hingewiesen, dass ihre Familien eine

andere Wirklichkeit verträten. Somit habe ich anfangs Abstand genommen, diese Erinnerungen mit ihrem Recht auf Subjektivität öffentlich über den Buchhandel zugänglich zu machen und habe sie wie bei einer Familienfeier lediglich mit wenigen vertrauten Menschen geteilt. Das positive Echo und die Beteuerung, dass die Geschichten einen Bogen weit über die persönliche Ebene hinaus zu einem ergreifenden Stimmungsbild regionaler Zeitgeschichte spannen, führen jetzt zu einer breiteren Veröffentlichung.

Geschichte und Geschichten sind Metamorphosen. Ihre dunkle Trauerfarbe hat wohl der Raupe des Tagpfauenauges ihren nordbayerischen Namen Gloochmouda aufgedrückt. Er bedeutet ja „Klagemutter“, Klageweib - und Grund zu klagen oder zu trauern hat es in der Oberpfalz im Lauf ihrer Geschichte mehr als genug gegeben. Gloochmouda kommen in Oberpfalz häufig vor, sie sind noch nicht im Bestand bedroht. Ihr entwicklungstypischer Übergang von einer auf eine strenge Brennesseldiät angewiesene Raupe zu einem Edelfalter, der genussfähig und neugierig zu unterschiedlichen Blüten flattert, verweigert letztlich jedoch der Oberpfälzer Kargheit eine unentrinnbare schicksalshafte Schwere. Gloochmouda machen neugierig auf Wandel und zeigen auf, dass Veränderung auch möglich ist.



Güttern (Ausschnitt) um 1970. In Mitte Gärtnerei, rechts hinten am Wald Ortsteil Zinner

² Oskar Maria Graf. *Das Leben meiner Mutter*. Das Buch wurde zuerst 1940 in New York auf Englisch (*The Life of Mother*) herausgegeben. Eine erste deutsche Ausgabe erschien erst 1946 in München.

³ Frank McCourt. *Angela's Ashes*. New York 1996. Die deutsche Ausgabe. *Die Asche meiner Mutter* erschien 1996 in München.

Annäherung an die Oberpfalz

„Dort wo man Kartoffeln zubereitet, da ist man zu Hause.“ So fasste der preisgewürdigte tschechische Schriftsteller Jaroslav Rudiš 2018 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung seine Liebeserklärung an die Kartoffel und seine böhmische Kindheit zusammen. Kartoffeln seien „der Beweis, dass aus Deutschland auch gute Dinge kommen können“, zitierte er seinen kommunistischen Großvater, der im Februar 1945 zwei von einem Todesmarsch entflozene russische Kriegsgefangene gerettet und die halbverhungerten Sowjetsoldaten bis Kriegsende mit Kartoffeln durchgepäppelt hatte. Auch bei den Todesmärschen von KZ-Häftlingen durch die nördliche Oberpfalz waren es Kartoffeln, die anzeigten, ob noch Spuren von Mitmenschlichkeit übriggeblieben waren: ob die ausgemergelten Frauen und Männer bei Rastpausen mit gedämpften Kartoffeln gepflegt werden durften, oder ob die Bauersfrauen, die den Gefangenen Kartoffeln zusteckten, genauso wie die, die ihre Hände danach ausstreckten, mit Gewehrkolben niedergeschlagen wurden.

Böhmen und die Oberpfalz erinnern beide den „Kartoffelkrieg“ von 1777/78. Der pfälzische Kurfürst Karl Theodor hatte damals das Kurfürstentum Bayern geerbt. Den angemeldeten Gebietsansprüchen Österreichs kam er mit Tauschgeschäften entgegen, in denen er die Oberpfalz und Niederbayern an Österreich abtrat. Mit dessen Machtausdehnung auf deutsches Gebiet war jedoch Preußens „Alter Fritz“ nicht einverstanden. Österreichische Truppen waren bereits in der Oberpfalz, dann marschierten ihnen preußische Truppen durch Böhmen entgegen. Beide schlecht vorbereiteten Heere plünderten auf ihren Wegen

gegeneinander hungrig die Bauernhöfe und die noch unreifen Kartoffelfelder. Auch wenn es letztlich zu keiner großen Schlacht kam, verharmlost „Kartoffelkrieg“ das damalige Schacherspiel mit der Oberpfalz. Es war keine Folklore, starben doch auf beiden Seiten jeweils etwa 20.000 Soldaten in den Feldlagern, die meisten an Ruhr. Wenige Jahre später wollte der Kurfürst für die österreichischen Niederlande gar sein ganzes bayerisches Erbe tauschen, da ihm ein „Königreich Burgund“ mit Zugang zum Meer vorschwebte. Der Preußenkönig vereitelte auch diese noch größere Präsenz Österreichs, wonach das bayerische Volk die Preußen für die Rettung der bayerischen Eigenständigkeit hochleben ließ und ihren Wittelsbacher Kurfürsten noch mehr hasste.

1915 schwadronierte sein inzwischen zum König avancierter Thronnachfahre Ludwig III. erneut über ein bayerisches „Neuburgund“ mit direktem Zugang zum Meer, diesmal nicht durch Tausch, sondern durch Annexionen nach dem propagierten baldigen Sieg. Bald jedoch faulten nur die Kartoffeln auf den Äckern und die Grundpfeiler seiner Monarchie. Trotz propagandistischer „Mobilmachung der Kartoffeln“ reichten diese schon in jenem zweiten sinnlosen Kriegsjahr weder an der Front noch in der Heimat zum Sattwerden aus. *Die Kartoffeln* waren zudem zensiert. Kurt Tucholskys hatte zwei Jahre vorher mit dieser Glosse im sozialdemokratischen *Vorwärts* an Begebenheiten aus dem 1870er Krieg erinnert. So hätten sich damals bei der Belagerung von Paris deutsche und französische Vorposten keineswegs immer beschossen, sondern sich manchmal mit Kartoffeln ausgeholfen. *„Aber hier waren Leute, die einen Sommer und einen Winter lang an den eigenen Leibern erfahren hatten, was das heißt: Töten, und was das heißt: Hungern. Und da verschwand der ‚tief eingewurzelte Hass‘ und man aß gemeinsam Kartoffeln. [...] Dieselben*

Kartoffeln, dieselben Kapitalisten. Aber andere Röcke. Das ist der Krieg.“⁴

Krieg und Hunger waren in der nördlichen Oberpfalz über Jahrhunderte regelmäßige existentielle Erfahrungen, die sich anhaltend auf das Gemüt seiner Bewohner ausgewirkt haben. Die Verwüstungen und nachfolgende Not unterschieden sich kaum, ob eigene und verbündete Truppen des jeweiligen Landesherrn oder feindliche Heere durch das Land zogen und Elend und Seuchen zurückließen. Sehr umgrenzte Besitzstreitigkeiten verwüsteten manche Orte mehr als die Kriege, die Eingang in die Geschichtsbücher fanden. So beschreibt die Chronik des Marktes Wiesau, dass ein Kleinkrieg zwischen den Adeligen der von Nothaft und dem Kloster Waldsassen um die Burg Weissenstein im 14. Jahrhundert für den Ort verheerendere Folgen gehabt habe als die späteren Hussitenkriege oder gar der Dreissigjährige Krieg.

Dabei war die Oberpfalz keineswegs immer die karge „Stoapfalz“ oder „Erdäpfelpfalz“. Vielmehr war die Region mit ihrem Bergbau und zahllosen Hammerwerken vom 12. bis zum 16. Jahrhundert europäisches Zentrum des vor- und frühindustriellen Montanwesens, das unbestrittene „Ruhrgebiet des Mittelalters“. In der nördlichen Oberpfalz kreuzte zudem die die großen Reichstädte Prag und Nürnberg verbindende „Goldene Straße“ mit Salzpfaden und wichtigen Handelswegen, die von der Ostsee über Regensburg in die oberitalienischen Städte oder donauabwärts führten. Die böhmischen Länder zählten zu den am dichtesten besiedelten Territorien im damaligen Europa. Die Oberpfalz war angebunden an die führenden Einrichtungen des Geisteslebens. Das „neuböhmische Gebiet“ zwischen der Reichsstadt Nürnberg und dem Böhmerwald hatte mit der 1334 gegründeten Prager Karlsuniversität die erste deutsche Universität, bevor dann

mit einem Besitzwechsel zur Kurpfalz Heidelberg Landesuniversität auch der nördlichen Oberpfalz wurde - bis 1628. Die 1133 gegründete reichsunmittelbare Zisterzienser- Abtei Waldsassen wirkte als größtes und reichstes Stift des Ordens nicht nur in seinem *Stiftland*, sondern kulturell und wirtschaftlich weit nach Böhmen hinein.

Die landesherrschaftlichen Besitzverhältnisse glichen in der nördlichen Oberpfalz oft einen Flickenteppich aus im geschichtlichen Verlauf fast kaleidoskopartig wechselnden böhmischen, bayerischen, kurpfälzischen, brandenburgischen, dann preußischen und österreichischen Besitztümern, neben kleinflächigen Zuständigkeiten von reichsunmittelbaren Adeligen, Klöstern und Reichsstädten. In dem kleinen Gebiet der *Frais* wechselten sogar über 270 Jahre - bis 1862 - Gerichtsbarkeit und Steuerpflichten jährlich zwischen der böhmischen Stadt Cheb-Eger und dem Kloster Waldsassen. Die jetzt zu Oberfranken gehörige Stadt Marktredwitz kam als Exklave des Egerlands erst 1816 im Städtetausch gegen Vils - der damals bayerischen Nachbarstadt Pfrontens - wieder vom österreichischen Böhmen zu Bayern.

Die konkurrierenden Machtinteressen und Begehrlichkeiten machten aus der nördlichen Oberpfalz und dem angrenzenden Böhmen einen häufigen Zankapfel und damit die Region politisch so explosiv, wie es ihre vielen Vulkane auf jetzt bayerischer und tschechischer Seite früher gewesen waren.

Gesellschaftliche Eruptionen hatten sich im 14. Jahrhundert angekündigt. Ab 1347 mächte der schwarze Tod der großen Pest durch Europa und ihr apokalyptisches Sterben erschütterte tradierte Ordnungen. Gleichzeitig wüteten 1348 bis 1350 in Mitteleuropa mit genauso pandemieartiger

Ausbreitung Judenpogrome. Auch wenn diese oft als Pestpogrome bezeichnet werden, gingen diese Mordaktionen fast überall in Deutschland dem Peststerben voraus. Wie in der heutigen Zeit genügte bei einem ideologisch aufgeheizten Feindbild die bloße Anschuldigung einer Gotteslästerung oder Brunnenvergiftung, um tödlichen Gewaltexzesse zu triggern. Zuschreibungen, dass die Pest eine göttliche Strafe für die Städte sei, die in ihren Mauern Juden duldeten, verzerrten das Morden zum Blutopfer. Wie knapp 600 Jahre später in den Pogromen der euphemistisch bezeichneten „Reichskristallnacht“ sollten auch damals die wirtschaftlichen Motive und die oft langfristige Vorbereitung verborgen bleiben, die bereits geregelt hatte, wie mit den Opfern auch die Schulden an diese ausgelöscht und ihr Besitz aufgeteilt werden sollte. Dementsprechende Vorabsprachen mit dem Kaiser sind belegt für den Pogrom Ende 1349 in Nürnberg, in das die Pest erst zwei später Jahre eindrang. Mindestens 562 Juden wurden ermordet. Auf den Fundamenten der niedergebrannten Synagoge wurde sofort die Frauenkirche erbaut - vom Baumeister des Prager Veitsdoms. Der Kaiser hat dann für die Nürnberger Frauenkirche die meisterhafte Kunstuhr mit dem „Männleinlaufen“ gestiftet, bei dem bis heute jeweils um zwölf Uhr die sieben Kurfürsten dreimal um den sitzenden Kaiser prozessieren. Diese Uhr sollte an das 1356 in Nürnberg verabschiedete „Nürnberger Gesetzbuch“ der *Goldenen Bulle* erinnern, in dem auch der Schutz der Juden geregelt ist. Trotzdem hat ein Judenpogrom angestachelt vom Klerus 1389 die gesamte Judenstadt in Prag ausgelöscht.

Der pfälzische Kurfürst verfügte zwei Jahre später die Ausweisung aller Juden und „Häretiker“ - verstreute Gruppen der christlichen Reformbewegung der Waldenser - aus seinen Ländereien, somit auch aus der Oberpfalz. Mit einem Teil des eingezogenen jüdischen Vermögens

alimentierte der Kurfürst die Heidelberger Universität – sie war fünf Jahre vorher von seinem toleranten Onkel gegründet worden, der, ganz anders, verfolgten Juden stets Schutz geboten und seinen jüdischen Leibarzt geschätzt hatte. In Heidelberg wurde die Synagoge zur Universitätskapelle gesegnet, in der Oberpfälzer Residenzstadt Amberg wurde an Stelle der Synagoge die Frauenkirche als spätere Hofkirche gebaut. Die befremdliche Verbindung von Judenverfolgung und Marienverehrung lässt sich leider nicht nur für Nürnberg und Amberg belegen. In diesem 14. Jahrhundert bewegte sich ein Exodus von Juden aus Mitteleuropa, wo sie kaum mehr Zufluchtsorte fanden, nach Osten, vor allem – gemäß der heutigen staatlichen Zugehörigkeit – in das östliche Polen und nach Litauen. Dort sollten sie in den jüdischen *Shtetl* ihre mitgebrachte mittelhochdeutsche Sprache als *ostjiddisch* ins 20. Jahrhundert konservieren, bis sie dort dann ebenso lokalen Pogromen ausgesetzt und schließlich im Holocaust von den Nachkommen der Vertreiber ihrer Vorfahren fast vollständig vernichtet wurden.

Neben den Erschütterungen durch die Pest und den Exzessen christlicher Intoleranz kündigten religiöse Auseinandersetzungen innerhalb der katholischen Kirche selbst weit größere Verwerfungen der mittelalterlichen Gesellschaft an. Die Kirche war hierarchisch korrumpiert, wurde kaum mehr als moralische Instanz wahrgenommen und war seit 1378 offen gespalten, mit drei gleichzeitigen Päpsten, die sich als Instrument verschiedener politischen Lager gegenseitig bekämpften und verdammten. Die Heirat des englischen Königs Richard II. mit der Schwester des böhmischen Königs Wenzel 1382 hatte den akademischen Austausch zwischen den Universitäten Prag und Oxford befördert. Böhmisches Gelehrte brachten die philosophischen und kirchenkritischen Schriften des Oxforders Theologen John Wyclif an die Prager Universität. Der Theologiestudent Jan

Hus nahm Wyclifs Reformforderungen begeistert auf. Er wurde Priester, Theologieprofessor, charismatischer Prediger, Dekan der theologischen Fakultät, Rektor der Universität und Beichtvater der aus Bayern stammenden Königin. Er war sowohl beim Adel als auch im Volk als brillanter Denker und bescheiden lebender, glaubwürdiger Seelsorger hochgeschätzt. Seine Vorschläge zur kirchlichen Erneuerung wurden gut verstanden, nicht zuletzt, weil er auch tschechisch predigte. Sie verbreiteten sich rasch auch über die Landesgrenzen hinaus. Die hierarchische Antwort der katholischen Kirche war die Anklage wegen Häresie, Ketzerei.

Jan Hus wollte sich und seine Reformpunkte mit der kaiserlichen Zusage von freiem Geleit auf dem Konzil in Konstanz verteidigen. Über den Moment, wo er mit seinem kleinen Tross von Unterstützern am 14. Oktober 1414 auf der „Goldenen Straße“ über die böhmische Grenze nach Bärnau kam, das selbst noch ein Jahrzehnt zuvor zu Böhmen gehört hatte, schrieb er einige Tage später aus Nürnberg: *„Heil von Jesus Christus! Wisset, dass ich niemals mit einer über den Kopf gezogenen Kapuze, sondern unbedeckt und offenen Antlitzes reiste. Und da ich Böhmen verlassen hatte, hat mich zunächst, noch bevor ich in die Stadt Bärnau kam, der Pfarrer mit seinen geistlichen Gehilfen erwartet, und wie ich die Stube betrat, da gab er mir sofort einen großen Humpen Wein zu trinken, und er nahm zusammen mit seinen Hilfsgeistlichen die gesamte Lehre sehr freundlich auf und erklärte, stets mein Freund zu sein.“*

Die Flammen des Scheiterhaufens, auf dem am 6. Juli 1415 auf dem Konzil zu Konstanz der 45-jährige Theologieprofessor Jan Hus hingerichtet wurde, setzten dann Böhmen, die angrenzenden Länder und schließlich das ganze Reich in Brand. Sie markierten eine europäische Zeitenwende.

Wie wenig das Konstanzer Konzil diese Zeichen verstand zeigt sich darin, dass es John Wyclif nicht nur ebenfalls zum Ketzer erklärte - 30 Jahren nach seinem Tod, sondern auch verfügte, dass seine Gebeine ausgegraben und ketzergemäß verbrannt werden müssten - was dann Jahre später in England mit den Überresten nach 44 Jahren Verwesung wirklich vollzogen wurde. - Ähnlich sollte mehr als 500 Jahre später von den Nazis der Leichnam des Generalmajors Henning von Tresckow ausgegraben und im KZ Sachsenhausen verbrannt werden, als seine Zugehörigkeit zum Widerstandskreis des 20. Juli aufgedeckt wurde.

Das Konzil in Konstanz demonstrierte seine absolutistisch hierarchische Macht und begnügte sich ansonst mit der machtpolitischen Neuordnung: Es stellte ein einheitliches Papsttum wieder her und für die Oberpfalz regelte es die Leitung des Klosters Waldsassen, in dem ebenfalls drei Äbte konkurriert hatten. Nach vier Jahren Konzil offenbarte es ungeschminkt, dass eine moralische Reflexion nicht stattgefunden hatte: Die Kosten des vierjährigen prunkvollen Spektakels wurden den Juden auferlegt.

Als der böhmische König Wenzel Anhänger von Dr. Hus aus Ämtern entfernen wollte, kam es zum Sturm auf das Rathaus, um gefangene Glaubensbrüder zu befreien, und zum ersten Prager Fenstersturz, der dem Bürgermeister, einigen Ratsherrn und Beamten das Leben kostete. Der König starb darauf an einem Schlaganfall. Die Unruhen weiteten sich aus, weil die Anhänger von Jan Hus nicht bereit waren, den ihm gegenüber wortbrüchigen und somit letztlich für seinen Tod verantwortlichen Kaiser Sigismund in der Thronfolge als böhmischen König anzuerkennen.

Der neue Papst und der Kaiser führten innerhalb von elf Jahren mit großer Grausamkeit aber ohne militärischen

Erfolg fünf - so ausgerufene - *Kreuzzüge* gegen die sämtlich als Ketzer erklärten Anhänger der sehr uneinheitlichen sich auf Jan Hus berufenden christlichen Reformbewegungen in Böhmen. Dadurch gewannen deren radikale Strömungen die Oberhand, gemäßigte oder sogar pazifistische Gruppierungen fanden sich im Abseits oder von beiden Seiten als Feind erklärt. Die kämpferischen Hussiten schlugen die Kreuzzügler zurück und griffen, nachdem Böhmen ausgeblutet war, zu ihrer Versorgung und zur Abschreckung die an Böhmen grenzenden Ländereien genauso grausam und plündernd an. Diese Hussitenkriege bleiben ein Verständnismodell für dschihadistische Gewaltorgien der Moderne: taboristische Kämpfer, die sich „Gottesstreiter“ nannten, auf der einen Seite und für den „einzig wahren Glauben“ kämpfende Kreuzzügler auf der anderen Seite, denen kirchlich für das unbarmherzige Morden, auch von Frauen und Kindern, ein vollkommener Ablass ihrer Sünden, also beim Sterben im Kampf das baldige Paradies versprochen war. Der Bevölkerung wurden Antihussiteneide abverlangt und für Sympathisanten der Reformströmungen gab es auf katholischer Seite genauso wenig Gnade wie auf der Gegenseite für reformerische Abweichler. In Regensburg verbrannte 1421 auf dem Scheiterhaufen vor dem Dom mit dem Vohenstraußer Kaplan Ulrich Grünsleder, der die Schriften von Jan Hus übersetzt hatte, nicht der letzte Geistliche. Eine den Gegner entmenschlichende Propaganda ließ Oberpfälzer beim Wort Hussiten noch hundert Jahre später sich bekreuzigen. Die Fahnen mit dem Kelch der hussitischen Kämpfer hatte der Fürbitte: „Herr lass diesen Kelch an uns vorübergehen“ eine neue Bedeutung gegeben. Dabei war im Gegensatz zu der weiträumigen und weitgehenden Verwüstung Böhmens die nördliche Oberpfalz fast nur in Randgebieten direkt von Kampfhandlungen betroffen. Wie tief die damalige Propaganda nachwirkte, zeigt eine Passage in der Chronik des Ortes Fuchsmühl: Obwohl über die Zeit nichts

überliefert ist, „*ist anzunehmen, dass auch das Schlossgut Fuchsmühl nicht von den Hussiteneinfällen verschont blieb*“. Wie oben angeführt, hat der benachbarte Ort Wiesau die Auswirkungen der Hussitenkriege sehr relativiert. Unbestritten war die nördliche Oberpfalz aber Aufmarsch- und Rückzugsgebiet der großen, auch im Freundesland nicht zimperlichen Kreuzzugsheere. Deren Finanzierung und Verpflegung sowie die blockierten Handelswege brachten auch ohne Hussitenüberfälle große Not.

Hundert Jahre nach Dr. Jan Hus hatte der Augustinermönch Dr. Martin Luther mehr Unterstützung. Seine Reformideen beriefen sich ausdrücklich auf Jan Hus – Hus bedeutet im Tschechischen Gans, somit findet sich auf vielen alten Lutherdarstellungen eine Gans zu seinen Füßen abgebildet. Die Wirren der Reformation führten in der nördlichen Oberpfalz mit ihrem territorialen Mosaik zu wiederholten erzwungenen Konfessionswechseln mit kleinflächigen En- und Exklaven von Andersgläubigkeit. Luthers Reformation schlossen sich viele Oberpfälzer Städte frühzeitig an – Weiden bereits 1522. Es dauerte noch einige Jahrzehnte bis mit der Kurpfalz auch deren Oberpfälzer Territorien lutherisch wurden oder werden mussten – schließlich auch das stolze Kloster Waldsassen 1569, bevor es 2 Jahre später aufgelöst wurde. Bei einem Bauernaufstand, in dem 1525 das Kloster Waldsassen geplündert worden war, reagierte die kurpfälzische Obrigkeit, im Gegensatz zur aristokratischen Unerbittlichkeit im übrigen Reich, besonnen mit einer Verhandlungseinigung, in der der Abt abdanken musste. Die nachfolgenden pfälzischen Kurfürsten versuchten dann jedoch ihren Calvinismus auch in der Oberpfalz durchzusetzen. Dies gelang am ehesten noch in der Beamenschicht. Was interessierten die Gläubigen aus dem einfachen Volk spitzfindige theologische Unterschiede zwischen Transsubstantiation, symbolischer oder Realpräsenz, wenn der Besuch im Wirtshaus nach harter

Arbeit sowie das Kartenspiel verboten waren und die Kirchenhallen so kahl wirkten wie obrigkeitliche Amtszimmer, in denen Ihnen noch kaum etwas Gutes widerfahren war? In der Stadt Tirschenreuth kam es beim Versuch, den calvinistisch reformierten Glauben mit Gewaltandrohung durchzudrücken, gar zum erbosten handgreiflichen Widerstand, der 1596 mit Hinrichtungen gebrochen wurde.

Im gleichen Jahr wurde in der Oberpfalz der spätere Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz geboren, der dann im Oktober 1619 in Waldsassen auf seinen Weg nach Prag von den Vertretern der böhmischen Stände empfangen werden sollte. Diese hatten ihn als reformierten Protestanten zum König von Böhmen gewählt, nachdem sie im Vorjahr den katholischen König Ferdinand, der jetzt auch einstimmig zum Kaiser gewählt worden war, als abgesetzt erklärt hatten. Der Ständeaufstand gegen die Beschneidung der mühsam errungenen hussitischen Religionsfreiheit und Friedrichs Annahme der Wahl zum Gegenkönig wurden Fanal zum Dreissigjährige Krieg. Der in Prag begeistert empfangene pfälzische König verspielte sehr rasch alle Sympathien, als er anfang, wie es sein Vater in der Oberpfalz getan hatte, den calvinistischen Glauben durchzusetzen. Er schreckte nicht davor zurück, religiöse Kunstschatze aus dem Veitsdom zu entfernen und dort gar den berühmten Marienaltar von Lucas Cranach zu zerstören.⁵

Ein Jahr nach seiner Krönung blieb dem „Winterkönig“ nach seiner vernichtenden Niederlage gegen das Heer des Kaisers nur die Flucht. Der Kaiser hatte sich seinen böhmischen Königsthron zurückerobert und statuierte in Prag an den aufständischen protestantischen böhmischen Adeligen mit öffentlichen Hinrichtungen ein unbarmherziges Exempel. Mit der Pfälzer Kurwürde und auch der Oberpfalz belohnte er seinen wichtigsten Mitstreiter, Maximilian von

Bayern. Der Krieg war aber nicht zu Ende, sondern bekam jetzt erst eine weite europäische Dimension. Nachdem die Kurpfalz und Böhmen eine zentrale Rolle beim Kriegsbeginn gespielt hatten, traf der Dreissigjährige Krieg mit seinen Verwüstungen, Seuchen und Hungersnöten die Oberpfalz besonders hart. *„Ein Feind kann,s nicht schlimmer treiben als unsre Freund, die Kaiserlichen“*, schrieb 1631 der Edelmann von Plößberg. Am Ende des Dreissigjährigen Krieges sei die Oberpfalz so danieder gelegen, dass der bayerische Kurfürst Maximilian sogar überlegt haben soll, dieses Lehen an den Kaiser zurückzugeben. Dieser Krieg besiegelte den wirtschaftlichen und kulturellen Niedergang der nördlichen Oberpfalz, den sie bis in die Gegenwart nicht überwunden hat.

„Besser katholisch werden als calvinistisch bleiben, wenn wir schon nicht lutherisch sein dürfen“, war der Seufzer vieler ihrer Bewohner, als die Oberpfalz 1628 wieder an das katholische Bayern fiel, militärisch besetzt wurde, und die Rekatholisierung auch mit Einquartierung vorangetrieben wurde. Bald darauf wurden vor den Toren Ambergs über 11.000 „unkatholische“ Bücher mit musikalischer Begleitung durch Jesuitenschüler öffentlich verbrannt. „Katholisch machen“ wurde zur Metapher für Zwangsmaßnahmen. In Amberg brannten dann auch bald Menschen, denen Hexerei vorgeworfen wurde. Der häufig in den verschiedenen Lagern erlebte religiös gerechtfertigte Machtmissbrauch säte im Denken vieler Bewohner der nördlichen Oberpfalz jedoch eher eine Skepsis gegenüber religiöser Eiferei. So ist im Stiftland und der nördlichen Oberpfalz unter kurpfälzischer Herrschaft kein Fall einer Hexenverbrennung dokumentiert, während weiter südlich und westlich - vor allem um Eichstädt und Bamberg - die Scheiterhaufen hysterisch loderten.

Mit der Rekatholisierung kam es zum Exodus eines Großteils der bisherigen Elite aus der Verwaltung, der Wirtschaft und aus dem Klerus, die sich der Konvertierung verweigerte. Sie wurde bei lutherischen Landesherren und in toleranten Reichstädten willkommen geheißen. Bereits vorher waren die Juden nach Pogromen und 1391 endgültig aus den kurpfälzischen Territorien ausgewiesen worden.

Auswanderungswellen aus der Oberpfalz - jetzt als Armutsmigration und anfangs mehr innereuropäisch, dann nach Übersee - kennzeichneten die Oberpfalz auch im 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert. Dass dieser immer wiederkehrende Verlust eines wesentlichen Teils seiner aufgeschlossensten Elite und seiner risikobereitesten Schicht von Handwerkern und aufgeweckten Bauernkindern in der heutigen Oberpfalz noch nachwirkt, ist unbestritten.

Die Weltkriege des 20. Jahrhunderts und der anschließende Kalte Krieg zerschnitt den Oberpfälzer-böhmischen Kulturraum endgültig mit einer sichtbaren Grenze des „Eisernen Vorhangs“. Aus einer erstrangigen europäischen Kulturregion war unverkennbar ein abgehängtes Grenzland geworden.

Die Oberpfalz heißt wegen ihres steinigen Bodens im Volksmund „Stoapfalz“ und oft auch „Erdäpfelpfalz“, weil bei ihrer kargen Krume die Küche notgedrungen von Kartoffelgerichten dominiert wird. Erdäpfel ist die Übersetzung ihrer französischen Bezeichnung *pommes de terre*. Ein einquartierter Offizier hatte sich Mitte des 17. Jahrhunderts diese damals teuren Feldfrüchte aus Holland nach Westböhmen kommen lassen. Von dort waren sie dann rasch in die nahen Dörfer des *Sechsamterlandes* und der südlich angrenzenden *Stiftlandes* gelangt. In der Oberpfalz finden sich viele Beispiele, wie Gründungsgeschichten und historische Episoden machtpolitisch verklärt oder verzerrt

wurden. So wird das Verdienst für die Einführung der Kartoffel in Deutschland meist dem „großen“ Preußenkönig Friedrich II. zugeschrieben. Dabei wurden zum Zeitpunkt seiner Kartoffel-Erlasse bereits seit über zwei Generationen Erdäpfel in der nördlichen Oberpfalz und im angrenzenden Oberfranken feldmäßig angebaut.

Es war eine 50-köpfige Abteilung des *Königlich Bayerischen 6. Infanterieregiments „Kaiser Wilhelm König von Preußen“*, die am 30. Oktober 1894 von Amberg in den Steinwald nach Fuchsmühl marschierte, nachdem etwa 200 Bauern, ihre Frauen und Kinder neben Knechten, Mägden und Tagelöhnern in den Wald gezogen waren, um das ihnen jahrelang vorenthaltende Rechtholz auch ohne Anweisung zu schlagen. Obwohl kein Widerstand geleistet wurde, hinterließ die Räumung des Waldstücks mit aufgepflanzten Bajonetten begleitet von Trommelwirbel zwei erstochene Greise und vierzehn zum Teil schwerverletzte Männer und Frauen. Die Grenadiere und ihre Offiziere wurden zurück in der Kaserne wegen ihrer „musterhaften Disziplin und guten Schulung“ belobigt. In den Dörfern außerhalb dagegen hagelten auf die soldatischen Helden der „Fuchsmühler Holzschlacht“ danach beim Vorbeimarsch nicht selten Kartoffeln und Beschimpfungen als „Bauernstecher“.

Tschechisch heißen die Erdäpfel *brambory* und haben nach Jarislav Rudiš wortgeschichtlich eine Beziehung zu Brandenburg, dem Kartoffelacker des „alten Fritz“. Wie sehr Böhmen und Bayern in ihren Ursprüngen miteinander verwoben sind, zeigen die vielen auf *-itz* oder auf *-au* endenden Ortsnamen oder Kombinationen mit *Windisch-* in der Oberpfalz, die auf eine slawische Besiedlung hinweisen. Selbst die Stammesbezeichnung der *Baiern*, geht wortgeschichtlich auf „Männer aus Böhmen“ zurück. Dass Hus der tschechische Name für Gans ist, wurde oben schon erwähnt. Im Grenzland zu Böhmen lockten Bäuerinnen bis in

die jüngste Vergangenheit ihre Gänseküken mit: „Husala, Husala, kumz!“.

Die vergleichende Sprachwissenschaft geht nicht zuletzt auf den 1785 - noch zu Lebzeiten des preußischen Kartoffelkönigs - im Stiftländer Tirschenreuth geborenen Johann Andreas Schmeller zurück. Schmeller war weitgereister, aufgeklärter Pädagoge und beherrschte mehr als 20 Sprachen. Oft wird er verkürzt auf einen Mundartforscher fast im Sinne eines bayerischen Heimatpflegers, obwohl er mit den gleichaltrigen Brüdern Grimm zu den Gründungsvätern der Germanistik zählt. Es ist eine abenteuerliche Geschichte für sich, wie das fünfte Kind eines Stiftländer Korbflechters, der mit seiner Familie als Armutsmigrant aus der Oberpfalz in das reichere Oberbayern gezogen war, überhaupt eine Schule hatte besuchen können und schließlich auf den ersten Münchener Universitätslehrstuhl für altdeutsche Sprache und Literatur berufen wurde. Schmeller beobachtete 1816: *„Man ist gewöhnt, auf jede Mundart, die nicht mit der einmal angenommenen Schriftsprache übereinstimmt, mit Verachtung herabzusehen. [...] Wie viele Dinge gibt es nicht zu sagen, die nicht bündiger, treffender, eindringender, lieblicher gesagt werden können als eben in einer Volkssprache?“*

Das gleichzeitige Aufwachsen eines Menschen mit Dialekt und Standardsprache gilt heute in der Hirnforschung als eine Variante der Mehrsprachigkeit, welche geistige Fähigkeiten wie Konzentration und Erinnerungsvermögen verbessert. Nach über 100 Jahren ist somit auch im Umgang mit Schülern mit Migrationshintergrund Schmellers Plädoyer aktueller denn je: *„Wenn damit angefangen wird, [...] den jungen Nachwuchs in den Volksschulen in den Stand zu setzen, dass er erst über seine eigne Rede nachdenken, in den verschiedenen Sprach-Erscheinungen das*

Übereinstimmende, zur Regel werdende auffinden könne, wird er umso mehr Aufmerksamkeit und Achtung für die Gesetze der allgemeineren Sprache haben, welche ihm dann nicht mehr auf Kosten der Eigentümlichen eingezwungen zu werden braucht.“

Inzwischen ist die *bairische* Dialektgruppe als eigenständige - von der UNESCO als gefährdet gelistete - Sprache anerkannt, die sich vom Standardhochdeutschen mehr unterscheidet als die dänische von der norwegischen Sprache. So beschreibt sich der Passauer Kabarettist Bruno Jonas als zweisprachig aufgewachsen, da sich die Sprache seines aus Ostpommern stammenden Vaters und die seiner niederbayerischen Mutter weit unterschieden hätten. Die Oberpfalz selbst charakterisierte Jonas als „Sprachlabor- der deutschen Sprache“, in dem man daran arbeite, „*die Konsonanten abzuschaffen und Bellen zur Sprachform zu erheben*“. Sprachforscher in der Nachfolge Schmellers würden ihm die Strukturmerkmale des Nordbairischen mit seinen einzigartigen Doppel- und Dreifachvokalen in ihrer wissenschaftlichen Fachsprache erklären: Konsonantenschwäche, gestürzte Diphthonge, diphthongisierte Langvokale, Triphthonge, und nasalisierte Vokale, zudem Spirantisierung, Präteritumschwund und Archaismen.

Anders als im Hochdeutschen haben im Nordbairischen Haus- und Familiennamen durch ein angehängtes -e auch eine weibliche Form - aber nur in der Einzahl und wenn nicht bereits ein nachgestellter Taufname oder ein Zusatzwort das Geschlecht kennzeichnet. Die Frau Maria eines Josef Schraml ist dann *die Schramle* oder die *Schraml Mare*. Bei Namen ist zudem das Hochdeutsche für nordbairische Zungen gezielte Realitätsverkennung. Denn der hochdeutsche Vorname ist im Nordbairischen eigentlich der Nachname, weil er stets

dem Haus- oder Familiennamen nachgestellt wird. Die Maria Schraml ist eben die *Schraml Mare*.

„Dort wo man Kartoffeln zubereitet, da ist man zu Hause“, schwärmte eingangs Jaroslav Rudiš. Da zeigen sich dann im Nordbairischen wichtige Genus-Unterschiede zum Hochdeutschen: Die nötigen Zutaten heißen in der Oberpfalz korrekt *der* Zwiebel, *der* Butter und natürlich *der* Kartoffel.



Alter jüdischer Friedhof in Floss (1970)

⁴ Kurt Tucholsky. *Die Kartoffeln*. Zitiert nach: Gesammelte Werke 1907-1918. Reinbeck 1975, Rowohlt. Bd.1. S 98-99.

⁵ Mit ähnlichem religiösem Fundamentalismus sollten im 21. Jahrhundert islamistische Eiferer unschätzbare zivilisatorische Kulturerbe in Bamiyan, Timbuktu und Mossul vernichten. Zurecht wurden weltweit diese Zerstörungen als „Akte der Barbarei“ gebrandmarkt. Friedrich V. bekam dagegen 2003 eine Landesausstellung in Amberg

Holz, Recht und Macht - ein Dorf schreibt Sozialgeschichte

Fast täglich rollen Langholzfuhrwerke des Freiherrn von Zoller durch Fuchsmühl. Auf dem steilen Wegstück von der Marienwallfahrtskirche hinab nach Fürstenhof quietschen die Bremsklötze auf den Eisenreifen der großen Holzspeichenräder, bevor die Straße in gebührenden Abstand zum herrschaftlichen Schloss nach Wiesau abflacht. Den besseren Tagen, in denen dies eine wichtige Handelsstraße von Leipzig nach Regensburg gewesen war, weinen nur zahllose Schlaglöcher und Spurrinnen nach, die sich in diesem verregneten Sommer 1894 zu kleinen und größeren Lachen verwandelt haben. Die beschlagenen Hufe der schnaubenden Zugpferde spritzen das trübe Wasser zur Seite. Ihre feuchtglänzenden Felle dampfen im Regengrau. Im Stadelort eines niedrigen, schindelgedeckten Bauernhauses an der Straße bleiben zwei Männer stehen. „Dou voaschwind unsa Hulz. Da Baron haut ols o, macht´s zu Göld und wia krejng wieda nix. Mia wolln do ner unsa Recht!“

Das Dorf Fuchsmühl schmiegt sich an die südöstlichen Abhänge des Steinwalds, die in diesem nördlichsten Zipfel der Oberpfalz zur Naabsenke abfallen. Seine Wallfahrtskirche „Maria Hilf“ auf dem Hahnenberg dominiert den Ort und blickt mit ihren beiden stummeligen Türmen ostwärts über die bergige Grenze nach Böhmen. Von dort kommen auch viele flehende Wallfahrer. Im Dorf kommt die Gottesmutter jedoch mit ihrer Hilfe der Not nicht nach, die in den knapp zweihundert über Ortsteile und Weiler verstreuten Anwesen fast überall mit am Stubentisch sitzt. Fuchsmühl ist eine der ärmsten Gemeinden im bayerischen Königreich. Die meisten

der gut elfhundert Einwohner fristen ihr Leben auf kleinen Bauernhöfen. In den Ställen finden sich meist nur wenige Rinder und Schweine oder gar nur einige Ziegen. Über ein Pferd verfügt nicht einmal einer von zehn Bauern. Nur zwei Höfe besitzen mehr als fünfzig Tagwerk des steinigen Bodens. Die kleinen bäuerlichen Anwesen sichern oft nicht einmal ein karges Auskommen. Ihre Besitzer verdingen sich somit zusätzlich als Tagelöhner, arbeiten saisonal als Holzfäller, Straßenarbeiter, produzieren in Heimarbeit Siebe und ihre Frauen helfen als Dienstmägde auf den größeren Höfen. Arbeit finden einige auch einige Kilometer weiter in Wiesau. Dieser Marktflecken ist jetzt durch die Hauptbahnlinie von Regensburg nach Eger und die kürzlich fertiggestellte direkte Gleisverbindung nach Hof zum aufstrebenden Eisenbahnknotenpunkt geworden. Denn die 1856 gegründete *Bayerische Ostbahn* hat die Lebensumstände verändert. Sie sucht Gleisarbeiter für ihre Streckenerschließungen, und sie ermöglicht es Pendlern, in einigen Porzellanmanufakturen der Region Lohn zu finden. In Wiesau selbst rauchen seit kurzem die Schloten eines Tonwarenwerkes. Auf der anderen Seite von Fuchsmühl bietet eine Stunde Fußweg entfernt seit wenigen Jahren ein Basaltsteinwerk im Teichelberg Arbeit. Sein harter Stein ist jetzt als Schotter für die Gleisbetten des ständig wachsenden Eisenbahnnetzes sehr gefragt. Somit graben sich dort Steinhauer und Steinklopfer mit Sprengungen in den Berg, der bisher die unbedrängte Heimat der *Hankeln* gewesen war. So heißen in den Erzählungen, die im Kerzenlicht die langen Winterabende verkürzen, die dortigen geheimnisvollen kleinen Berggeister. Gemäß den Überlieferungen bringen sie Glück, solange man sie gut behandelt. Aber das Glück hat schon lange vor der brachialen Verdrängung der Hankeln einen Bogen um Fuchsmühl gemacht. Es nimmt nicht mehr den stundenlangen Fußweg über den *Ödberg* und dann den Hahnenberg durch den Ort, sondern steigt in Marktredwitz